

Das Kochgeschirr [Schluss]

Autor(en): **Ryser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 35

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und darum so wenig erquickliches Werk; so sind es im Roman „Einsamkeit“ die Städter, der Held miteingeschlossen, die seelische Unruhe und sittliche Verworfenheit mit sich in das Bergtal hinaustragen. Am drastischen drückt diesen kulturverachtenden Standpunkt des Berglers der prächtige Geiß-Christeli mit seinem kräftigen „Blas mir! Blas mir!“ aus. Das gilt nun zwar dem Hoteldirektor und der Hoteltkultur in erster, der Kultur überhaupt bloß in zweiter Linie; aber Zahn ist dann doch aufrichtig genug, daß er das Gewerbe, das er selbst betreibt, nicht mit Anklagen belastet. Ganz diskret bloß schlägt er in „Einsamkeit“ das Thema an, das andere, Jakob Widmer voran, mit der Kraft einer ehrlichen Ueberzeugung abgewandelt haben. Eindringlich und überzeugend schildert der Dichter die Heimattreue der Bergmenschen, ihre zähe Ausdauer und ihren unbeugsamen Willen. Er zeigt uns, wie die herbe, stets fordernde Natur diesen Willen an jenem latenten Heroismus erhärtet, der zur höchsten Leistung befähigt. Wie sie das Volk der Tellen zeugt, das die Weltgeschichte zwingt, aber auch die Helden des Alltags, die ihr Heldentum hinter papierverklebten Fenstern, in Lumpen, im Kinderrücklein ausleben, ohne daß die Welt viel davon weiß.

Zahn denkt und sieht zu scharf, als daß er über den Helden die Menschen vergäße. Nein, ihm ist nicht das Heldentum das Höchste — er wäre sonst kein Realist — sondern gesundes, willensstarkes Menschentum. Dieses Bekenntnis hat der Dichter schon in einer ältern Novelle, in „Menschen“ schön und feierlich formuliert: „Menschen sind wir und keine Heilige, Menschen zum Sündigen, aber auch zum Wiedergutmachen.“ Dieser Formel lebt er nach in „Albin Zndergand“, in „Lukas

Hochstrafers Haus“. So macht der Dichter und Mensch Ernst Zahn durch seinen ethischen Optimismus gut, was sein Kulturpessimismus sündigt durch Trübung des Weltbildes.

Es bleibt trotzdem im Charaktergeranzen des Dichters ein stiller, schwerer, ich möchte fast sagen tragischer Ernst. Das Leben, so wie er es sieht und darstellt, hat mehr Leid als Lust. Kein Grund zur Verzweiflung, bewahre! Nein, Menschen sein, heißt Kämpfer sein; Ueberwinder des Bösen und des Unschönen, in erster Linie Ueberwinder seiner selbst. Zahn steht auf Schillers Boden. Uns modernen Menschen will das nicht mehr genügen; wir sind es seit Goethe und Heine und Keller — beinahe hätte ich gesagt: und Feberer — anders gewöhnt: wir fordern Totalität des Menschseins, das Recht auf Ausleben, und weil es gewiß ohne Kampf und Ueberwindung nicht abgeht, ein frohmütiges Kämpfen, bei dem ein Spaß nicht ausgeschlossen ist; und wenn es gar nicht anders zu machen ist, dann soll uns zum Verzicht ein bitteres und ein verächtliches oder gar ein höhnisches Lächeln erlaubt sein. In Zahns Dichten fehlt das Lachen, das satyrische, wie das frohgelaunte. Nicht ganz! („Wie der Tschamperling Prügel bekam“, „Der Geiß-Christeli“). Schiller hat ja auch nicht nur Tragödien geschrieben. Wer wollte inessen Schiller Vorwürfe machen, daß er nicht ein Duzend Lustspiele schrieb? Doch da Zahn auch der großen Tragik bis heute noch nicht frei ins Auge geblickt hat, so möchten wir ihm ein Stück des Keller'schen Humors, der so gottvoll befreiend, so weltenerüberbrückend wirkt, wünschen, oder auch nur das schalkhafte und herzlich-köstliche Lachen Roseggers.

(Schluß folgt.)

Das Kochgeschirr.

Humoreske von Hermann Ryser, Bern.

(Schluß.)

Hart schlug ich auf und verlor für kurze Zeit die Besinnung. Als ich dann erwachte, sah ich mich in völlig unbekannter Gesellschaft; da standen nicht weniger als acht Herren um mich herum, die angelegentlich meine Figur musterten und sich nach meinem Befinden erkundigten. Ich behauptete, mir sei ganz wohl, trotzdem mir der Schädel brummte wie eine Weckeruhr. Dann bat ich um einen Trunk, erhielt aber nur eine ärgerliche Antwort, ich hätte ihnen durch meine etwas ungewöhnliche Ankunft alles Wasser zunichte gemacht. „Sie müssen nicht vergessen, daß das Wasser hier oben sehr rar ist, Sie können stundenweit laufen, ohne welches zu finden,“ erklärte man mir.

„Das tat mir natürlich leid. Ich warf einen Blick auf den Lagerplatz und gewahrte ein zerbogenes Eisengestell, ein Kochgeschirr, zerstreute Kohlen und schwelende Holzflöße — ich war mitten in ihre Suppe gefallen.“ Der Erzähler machte eine Kunstpause und bemerkte dann: „Was Sie bis jetzt gehört haben, ist bloß der erste Abschnitt der bewußten Kochkesselgeschichte, ich werde Ihnen den zweiten in Kürze berichten.“

Limburger fuhr fort:

„Was tun?“ fragte einer der Herren — „Wasser müssen wir doch haben, sonst wird aus unserm Diner nichts.“

„Freiwillig,“ kalkulierte ein anderer, „holt ja doch keiner, ich schlage deshalb vor, daß jemand durchs Los bestimmt werde.“

Ohne unsere Zustimmung abzuwarten, griff er in die Tasche, zog ein Kartenspiel hervor und suchte neun Figuren heraus, worauf er bemerkte: „Wer Kreuz-Äß zieht, holt Wasser — punktum finale — bitte mein Herr.“ Ich zog und hatte Kreuz-Äß.

„Ich schaffe Ihnen gleich Wasser herbei,“ sagte ich zuversichtlich, nahm den niedlichen Aluminiumeimer zur Hand und eilte von dannen. Eine halbe Stunde verstrich und ich

hatte noch immer kein Wasser gefunden, dann stieß ich endlich auf einen Wildbach, dem ich etwas abwärts folgte und — richtig — da war der Wasserfall und etwas weiter unten saß der Vater in den Heidelbeeren und schmauchte Odenkopf.

Ich stieg hinab. „Habe mich über dein langes Ausbleiben schwer geärgert und gesorgt,“ tadelte der Vater und dann erzählte ich ihm die mildernden Umstände. Davon wollte er aber absolut nichts hören, daß ich mit dem Eimer zurückgehe, und so machten wir uns denn auf den Heimweg. Ich muß mir gestehn, daß ich das Lager kaum wieder gefunden hätte, und überdies konnte mir der Vater plausibel machen, mein unglücklicher Kartenzug sei eine gemeine Schiebung gewesen. Das Kochgeschirr zeigte eine hübsche Form, und von Herzen gern hätte ich daselbe zurückerstattet.

Drei Wochen später reisten wir nach Hause; im bewußten Kessel hatte ich eine Menge wohlriechender Alpenblumen verstaubt. Das Gefäß machte ich meiner zwölfjährigen Schwester zum Geschenk, die mit diesem „Ding aus der Schweiz“ bei ihren Gespielen entsprechend renommierte. Dank meiner anhaltenden Gesundheit arbeitete ich wieder im väterlichen Geschäft und die Kesselgeschichte war mir vollständig aus dem Kopfe entschwunden, als ich plötzlich durch ein Ereignis ganz eigener Art wieder daran erinnert werden sollte.

Es fiel mir nämlich eines Tages auf, daß mir ein Mensch auf Schritt und Tritt nachfolgte. Trat ich in ein Café und nach einer Viertelstunde durch eine andere Türe wieder ins Freie — flugs war der Kerl wieder hinter mir. Es war unheimlich.

So oft ich von zu Hause wegging, gewahrte ich auch den Schleicher. Kehrete ich mich einmal rasch um, so stand er still, blickte mit der langweiligsten Miene an ein Gebäude hinauf und fragte am Rinn.

So ging das drei Tage lang, bis ich über diese unwillkommene Beschattung ernstlich ärgerlich wurde und auf Ab-

Hilfe sann. Ich stand nämlich am vierten Tage beim Bahnhof plötzlich still, um mit dem Kerl ein kräftiges Wort zu reden, denn er lehnte keine zehn Schritte von mir entfernt an einer Anschlagssäule. In der Nähe gähnte ein Schutzmann, den ich kurz entschlossen aufforderte, den lästigen Menschen festzunehmen. Er weigerte sich jedoch rundweg und behauptete, die Sache gehe ihn nichts an, er habe überdies so seine Erfahrungen und stehe hier übrigens nur Posten zur Verkehrssicherheit. Da es mir aber sehr darum zu tun war, mich des unbequemen Begleiters für allemal zu entledigen, fuhr ich nach dem Polizeiamt, wo ich mich legitimierte und meine Bitte wiederholte, die mir dann auch sofort erfüllt wurde.

Ein Beamter in Zivil folgte mir unverzüglich auf dem Fuße, hielt eine Times-Nummer vor sich und ging ca. fünf Meter hinter mir.

Wir waren nicht weit gekommen, so tauchte mein Beschatter richtig auf; er schritt auf dem jenseitigen Bürgersteig und warf unauffällige Blicke nach mir. Der Moment schien mir gekommen. Ich ließ meinen Stock fallen und hob ihn absichtlich langsam wieder auf. Bis dahin langte der Beamte bei mir an, schnell raunte ich ihm meine Weisung zu und blieb dann stehen.

Der Polizist schritt augenblicklich über die Straße zu dem abgerissenen Gentleman hin, legte ihm eine Hand auf die Schulter, daß er knirzte wie eine Kammerzose und verschwand mit ihm unter den übrigen Fußgängern.

Ich atmete erleichtert auf und machte mich ebenfalls davon. Noch am Nachmittag stellte mir ein Bote eine Vorladung zu für den morgigen Tag. Pünktlich fand ich mich ein und die Konfrontation fand statt. Ich für mein Teil kannte den Mann absolut nicht und gab zu Protokoll, denselben meines Erinnerens noch nie begegnet zu haben. Der Inspektor wandte sich darauf an den Arrestanten: „Ist das der Herr, den sie in den letzten Tagen so hartnäckig verfolgten?“

„Gewiß, ich kenne ihn genau,“ lautete die Antwort.

„Gut, das genügt vorläufig —“ und sich an den bereitstehenden Wachmann wendend: „Abführen.“

„Herr Limburger, ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, es scheint sich hier um eine ganz harmlose Sache zu handeln,“ wandte sich der Beamte dann zu mir — „übrigens — kennen Sie den Mann wirklich nicht, haben Sie sich ihn auch genau angesehen?“

„Ich kann nur meine vorige Antwort wiederholen.“

„Nun, das glaube ich Ihnen natürlich aufs Wort, aber trotzdem sind Sie dem Häftling früher einmal begegnet, allerdings vor zwei Jahren schon.“

„Na, wo denn?“

„In Davos, wenn seine Angaben stimmen.“

„In Davos?! — nein, dort hatte ich absolut keine Verbindungen während meiner Kur.“

„Nicht in Davos selber, sondern auf einer gewissen Döschmaalp will er Sie getroffen haben und er will sogar beweisen können, daß Sie ihm — Herr Limburger verzeihen Sie den famosen Witz — daß Sie ihm einen Gegenstand gestohlen hätten.“

Ich war nahe daran, vor Erstaunen vom Sessel herunterzufallen — natürlich — jetzt ging mir ganz plötzlich ein Kerzenlicht auf — das war ja . . .

„Sie Herr Inspektor und Ihr Arrestant sind vollkommen im Recht,“ stellte ich jetzt unverzüglich fest, „wenn auch der Ausdruck — gestohlen — etwas gewählt ist, wenn man die Umstände kennt. Lassen Sie den Kerl immerhin frei, ich werde mich schon mit ihm abfinden.“

Zwei Minuten später verließen wir zusammen die Stätte der Gerechtigkeit. Unterwegs erzählte mir der Mann eine alltägliche Geschichte vom Trinken und vom Spielteufel, gab zu, innerhalb zweier Jahre ein recht lieberlicher Mensch geworden zu sein und betonte, er sei seit zwei Monaten auf der Suche nach Beschäftigung.

„Weshalb haben Sie mich eigentlich so intensiv beschattet?“

„Ich habe auf einer Promenade ein Mädchen getroffen, das sich bei einem Sandwall amüsierte, bei meiner Annäherung Reißaus nahm und einen Kessel zurück ließ. Ich erkannte denselben natürlich sofort als den meinigen, indem doch meine Initialen an verschiedenen Stellen eingekratzt sind. Auf diesen Kessel baute ich einen Plan. Ich zog in Ihrer Straße Erkundigungen ein und folgte Ihnen. Daß ich nun gestern verhaftet wurde, rührte mich gar nicht, es beschleunigte ja nur meine Angelegenheit.“

„Angelegenheit?“ wiederholte ich erstaunt.

„Nun ja, ich erwarte nämlich, daß Sie mich irgenwo unterbringen; ich kann in fünf Sprachen korrespondieren. Als Gegenwert dürfen Sie meinen Kochkessel behalten. Sind Sie einverstanden?“

„Ich bitte Sie, so schnell geht denn das doch nicht, die Zu- oder Absage liegt ganz in den Händen meines Vaters.“

Auf mein Betreiben hin wagte letzterer einen Versuch und der Mann erhielt einen Posten.

Heute, nach bald 8 Jahren amtet er als Chef unseres Hauses in Danzig und wenn er hin und wieder bei uns in Altona vorpricht, so sagt er regelmäßig, er verdanke sein Glück nebst seiner Frau noch einem andern Geschirr.

Die Geschichte, meine Herren, ist zu Ende und ich schlage vor, aufzubrechen.“

Wir dankten in gerührten Worten, brachen das Lager ab und stiegen zu Dreien ins Landwassertal hinunter.

Das Unglück an der Blümlisalp.

Schon vierzehn Tage sind es her, seit die beiden jungen Männer, die wir unsern Lesern hier im Bilde wiedergeben, droben in den Bergen einem grausamen Geschick zum Opfer gefallen sind. Dieses Unglück gab wieder Veranlassung über die Bergtraxlerei im allgemeinen und die Führerlosen im speziellen herzufallen. Den beiden Opfern selbst wird ihr Wagemut, den sie mit dem Einsatz ihres höchsten Gutes quittiert, als Tollkühnheit ausgelegt. Man hat sie, insbesondere Tobler, unter die Spezies der Gipfelfürmer eingereiht, deren wahrwitzigem Treiben früher oder später die unausbleibliche Katastrophe ein Ziel setzen mußte!

Wer die beiden näher kannte, urteilt nicht so hart. Es mag sein, daß sie den obwaltenden Verhältnissen zu wenig Rechnung getragen haben. Beides waren ziemlich impulsive Naturen, denen im gegebenen Momente, wie es bei Leuten dieser Art gewöhnlich der Fall ist, die Fähigkeit ruhiger Er-

wägung abgeht. Man tut den beiden Berunglückten jedoch entschieden unrecht, wenn man sie unter die Klasse der blasierten Gipfelfürmer einreihet. Dagegen spricht schon die Begeisterung für die Schönheiten der Natur und die fast schwärmerische Liebe zu unserer hehren Bergwelt, die beiden zu eigen war. Es lag auch nicht in ihrer Art, mit den ausgeführten zahlreichen Besteigungen groß zu tun, ihre Erfolge zu Markte zu tragen. Ihre körperliche Konstitution und ihre Nüchternheit ließen sie große Strapazen ohne Nachteil überwinden. Sie haben ihre „letzte Tour“ auch nicht unternommen, ohne darauf vorbereitet, trainiert zu sein. Herr Fischer war wenige Wochen vorher auf der Jungfrau und Herr Tobler hat noch am 4. August die Klubtour der Sektion Bern S. A. C. auf den Monte Rosa mitgemacht. Der Beginn ihrer bergsteigerischen Tätigkeit reicht in die Zeit zurück, da sie in Domodossola auf der schweizerischen Postagentur waren.